

(Nachdruck verboten.)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kas mussen.  
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Seine Gedanken kehren zu der Begegnung mit Angelo zurück.

„Du sollst sehen, Angelo beginnt Morgenausflüge zu machen. Er rafft sich auf!

Sie schüttelt den Kopf, ohne zu antworten, und denkt in ihrem stillen Sinn: Wie rührend Vater doch ist!

Da hören sie eine Stimme von oben; sie sind fast auf dem Gipfel. Eine alte Bauersfrau eilt ihnen entgegen, begrüßt den Marchese ehrerbietig und ergreift Liddas Hände, die sie mit einer ungestümen Leidenschaft küßt. Sie hilft Lidda vom Esel absteigen, und während die beiden sich in der Schilderung ihrer Freude ob dieser Begegnung überbieten, steigt auch der Marchese ab und fragt nach Salvatore.

„Turiddu ist bei den Tomaten, Boscenza! Er wagte es nicht, weiterzugraben, ehe Ihr kamt, Boscenza! Turiddu! Turiddu!“

Der alte Salvatore erscheint hinter der Gartenmauer und eilt herbei, die gestricke Mühe in der Hand. Auch er begrüßt Lidda mit einer stürmischen Herzlichkeit, als sei sie sein eigenes Kind. Er und Nedda sind seit Liddas Geburt Wächter ihres Vaters und sind dem Heranwachsen des jungen Wesens mit derselben Liebe gefolgt wie die Eltern.

Sie gehen den Gipfel hinan, der von einer Gartenmauer umgeben. Hier steht das Bauernhaus, das Salvatore und Nedda in Pacht haben, und rund umher ist, soweit das Erreichbare erlaubt hat, der Garten angelegt. Ein wenig höher steht eine gemauerte Hütte, eine Art Veranda mit Fenstern nach Ost, Süd und West. Diese Veranda, die die entzückendste Aussicht auf die ganze Provinz bietet, ist des Marcheses Aufenthaltort, wenn er hier oben weilt. Ein wenig weiter zurück, am Ostende, liegt das Grundstück, in dem er gräbt und wo sich zwischen den Schutthaufen bereits deutlich das Fundament eines Tempels abzeichnet.

Kaum sind die Tiere in den Stall geführt, als die beiden Männer auch schon, jeder mit einem Spaten versehen, mit der Arbeit beginnen. Gleich darauf kommen die Frauen.

„Jetzt werden sie den Schatz finden!“ jubelt Nedda mit glänzenden, geheimnisvollen Augen.

Von dem Tage an, da der Marchese hier zu graben begonnen, hat sich die Ueberzeugung in ihr festgesetzt, daß es ein Schatz sei, nach dem er grabe, ein Schatz, dessen Versteck ein Traum ihm offenbart habe. Und es fränkte sie ein wenig, daß er alten vernünftigen Menschen einreden wollte, er grabe nach dem Grunde eines alten Hauses, das vor vielen, vielen Jahren in Trümmer gefallen war. Es war, als habe er sie und Turiddu im Verdacht, daß sie auf eigene Hand suchten und ihm den Schatz wegnehmen wollten — als wüßte er nicht, daß die beiden Alten keinen höheren Wunsch hatten, als ihren Herrn wiederum reich zu sehen, ebenso reich, wie er angesehen war, noch reicher als die Gräfin Del Chiaro, so daß man ihn wieder wie in alten Zeiten mit zwei glänzenden Füchsen ausfahren sehen konnte.

Und nun hatte sie also Recht behalten, die alte Nedda; denn der Schatz war ja ungewisselhaft da. Und nun konnte der Marchese sehen, wie sie ihm treu waren. Kaum war Turiddu mit der Hacke auf einen Hohlraum gestoßen und hatte dabei eine altmodische große Tonbasse mit bildlichen Darstellungen zertrümmert, da hatte sie gesagt: „Turiddu, keinen Spatenstich mehr!“ und war, das Herz auf der Zunge, zum Marchese hinabgeeilt. Der nahm aber die Sache mit großer Gemütsruhe auf, als glaube er gar nicht an den Schatz. Aber diesmal täuschte er Nedda nicht, nein!

Dennoch bedeutete das Resultat dieses Morgens für sie eine Enttäuschung.

Hinter dem ersten Krüge standen andere, aber nicht einer von ihnen war ganz unbeschädigt, und wieviel sie sie auch schüttelten, es fiel nichts anderes heraus als Erdschlumpen, die im Laufe der Zeiten fest wie Stein geworden waren. Von Gold aber nicht soviel wie ein Körnchen! Und als man die

Krüge fortnahm, stand bloß eine leere Nische da mit einem Steinboden. Hier lag der Schatz also nicht.

Der Marchese aber fing nun erst recht an. Er hatte entdeckt, daß zwischen den beiden flachen Steinwänden, die deutliche Spuren früherer Bearbeitung trugen, eine Schicht lockerer Erde und Tonsherben liege. Er hatte und Turiddu schaufelte. Sie arbeiteten, daß der Schweiß rann, und der Marchese war so eifrig, daß er keinen Raut aufherte.

Indessen war die Sonne hoch gestiegen und sengte tüchtig, trotz der Seebrise, die sich bereits erhoben.

Lidda zog es vor, mit Nedda in den Garten zu gehen.

Dieser lag mit seinen drei Terrassen direkt nach Süden gegen das Mittelmeer. Groß war er ja nicht, da jede Terrasse durch eine Vormauer gestützt werden mußte, die Geld und Arbeit erforderte, aber die Lage war eine so herrliche, daß kein römischer Kaiser in seinem ganzen ausgedehnten Reiche einen entzückenderen Platz für seine Villa hätte finden können.

Von einem jungen Garten auf einem so schwierigen Terrain konnte man keinen Schatten verlangen. Dafür mangelte es nicht an allen Arten Obstbäumen. An allen Mauern entlang waren Spaliere gezogen. Die oberste aber war ganz und gar von einer Schlingpflanze verhüllt, deren winzigkleine goldgelbe Blüten von einem Gelock violetter Blätter von so intensivem und gesättigtem Kolorit umgeben waren, daß man die dunkelglühende Mauer schon vom Meere aus unterschied. Auf der untersten Terrasse wuchs Wein, aber nicht in Ranken, sondern an den niederen Marsalasträuchern, deren Traube der Stolz des Marchese war. Und ganz unten war es einer wilden Feige gelungen, ihre Wurzeln in die Mauerritzen zu klemmen und üppig und munter ihr Haupt über die Mauer zu recken.

Der Garten war sorgfältig bewässert. Kanäle liefen aus einer dicht unter dem Pavillon liegenden Zisterne, die aus längstvergangenen Tagen stammte, jedenfalls aus einer Zeit, da der Marchese noch nicht den Felsen in Besitz genommen, der, bis dahin öde und unbeachtet, kaum einigen Ziegen ein dürftiges Futter spendet hatte.

Lidda setzte sich auf die oberste Mauer und tat Nedda die Freude an, den Garten zu loben. Dann hatte sie nichts mehr zu sagen. Ihre Augen folgten eine Weile den smaragdgrünen Eidechsen, die unten auf den Mauern nach Fliegen haschten oder im Sonnenbrand nach Luft schnappten; dann glitten sie hinaus über das Meer und blieben dort ruhen, bis die Lider sich halb senkten und der Blick erstarb.

Die Alte sah da und sah sie forschend an. Sie hatte es gleich heute Morgen gesehen: Lidda war traurig.

Sie tat einen tiefen Seufzer. „Sie sollen sehen, Marchesira, jetzt sind sie dem Schatz auf der Spur.“

Lidda mußte unwillkürlich lächeln, als sie der Alten Gedanken las, aber in ihren Augen lag etwas und blinkte wie Tränen. Sie nahm Neddas Hand in die ihre und drückte sie freundlich.

Kurz darauf gingen sie hinauf, um das Frühstück zu bereiten. Der Marchese pflegte bei seinen Bauern zu speisen, da es um diese Tageszeit in dem Pavillon mit seinen großen Fenstern zu heiß war.

Um elf Uhr stellten die beiden Schatzgräber die Arbeit ein. Sie waren tüchtig hungrig. Salvatore ging in seine Schlafkammer, um nicht zu stören, als da sein trockenes Weizenbrot mit Salat und trank Wasser dazu.

Aber auch die Herrschaft Schwelate nicht: ein wenig in Del eingelegerter Thunfisch, ein Teller Wandmübeln, mit Butter und geriebenem Ziegenkäse bereitet, und endlich ein Salat aus Zwiebeln und Tomaten war die ganze Herrlichkeit. Als Dessert schälte der Marchese sich bloß eine jener langen Schlangenkurken, die ihm von Kindesbeinen an als einer der höchsten materiellen Lebensgenüsse erschienen waren.

Während der ganzen Mahlzeit war er feierlich gestimmt.

„Weißt Du, woraus die Scherben da draußen bestehen, Lidda?“

„Wasen, denke ich!“

„Nein, mein kleines Fräulein, aus Totibfiguren —“

zweifelsohne der Athene.“

„Das wäre ja schön!“

„Begreiffst Du auch, was das bedeutet?“  
Lidda war nur allzu vertraut mit der Lieblichstheorie  
Des Vaters.

„Das bedeutet natürlich, daß Du Recht behalten hast. Es  
ist der Tempel der Athene, der hier gelegen ist.“

„Ja, dies ist wahrhaftig ein großer Tag, ein segens-  
reicher. Nun werden die Gelehrten sich beugen müssen. Noch  
lebt der Geist in Siziliens alten Geschlechtern! Wenn sie nur  
nicht einschlafen!“

Er klopfte scherzhaft an seine Stirn und sonnt sich in  
Liddas bewunderndem Lächeln. Der kindliche Stolz steht  
seiner scharfgeschnittenen Scheitel-Physiognomie gut.

„Salvatore!“ ruft er.

„Turiddu!“ wiederholt Redda.

Das treue Gesicht des alten Wächters zeigt sich in der  
Türe.

„Boscenza!“

„Wir beiden Alten machen jetzt ein Schläfchen. Nur  
ganz kurz, eingeschürrt.“

„Boscenza!“ klagt der Alte.

Er hebt die Schultern und streckt die Mühe zwischen den  
gefalteten Händen vor, mitleidig, bedauernd.

Wenn Worte nicht so überflüssig wären, wo sie durch  
ein ausdrucksvolles Mienenspiel zu ersetzen sind, würde er  
sagen: „ich bin nur ein armer Bauer, habe einem vornehmen  
Marchese nur ein einfaches Lager zu bieten.“

Und der Marchese antwortet, als habe er just diese Worte  
gehört:

„Laß Dich's nicht bekümmern, Salvatore, wir gehen  
jetzt hinein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

### 10. Wie sie aufbrachen.

Bevor die Verurteilten auf die Wagen verteilt wurden, brachte  
man alle fünf in ein großes, kaltes Zimmer mit gewölbter Decke,  
eine Art Kanzlei, die nicht mehr benutzt wurde, oder ein leeres  
Empfangszimmer. Und man erlaubte ihnen, sich miteinander zu  
unterhalten.

Aber nur Tanja Kowaltschul beeilte sich, von der Erlaubnis  
Gebrauch zu machen. Die anderen drückten sich nur schweigend  
und fest die Hände, die bei den einen kalt wie Eis, bei den anderen  
heiß wie Feuer waren, und standen schweigend als schüchternes,  
gestreutes Häufchen da, sichtlich bemüht, den Anblick der Freunde  
zu vermeiden. Jetzt, da sie zusammen waren, schämten sie sich  
gleichsam dessen, was sie für sich, in ihrer Einzelhaft, durchgemacht  
und durchempfunden hatten; selbst einander anzusehen wagten sie  
nicht, um nicht jenes Neue, Besondere, das jeder von ihnen er-  
fahren hatte und zu verbergen suchte, den anderen zu verraten  
oder bei den anderen zu erraten.

Aber schließlich trafen sich doch da und dort die Blicke, ein  
Lächeln erschien auf dem einen und anderen Gesicht, und mit einem  
Worte war die alte, schlichte Ungezogenheit da: gar keine Ver-  
änderung war mit ihnen vorgegangen, und war schon etwas vorge-  
gegangen, so hatte es sich auf alle gleichmäßig bezogen, so daß es  
bei den einzelnen nicht auffiel. Alle sprachen und bewegten sich  
seltsam: hastig, stoßweise, entweder gar zu langsam, oder gar zu  
schnell; bisweilen verschluckten sie die Worte oder wiederholten sie  
immer von neuem, dann wieder ließen sie einen angefangenen Satz  
unbeendet, glaubten, sie hätten ihn ganz ausgesprochen —  
und merkten nichts von ihrem Irrtum. Alle blinzelten und be-  
trachteten die gewöhnlichsten Dinge mit einem Blick, als kämen  
sie ihnen unbekannt vor, wie Leute, die sonst eine Brille getragen  
und sie plötzlich abgenommen haben; und alle blickten oft jäh  
zurück, zusammenfahrend, als riefte sie beständig jemand in ihrem  
Rücken, um ihnen etwas zu zeigen. Aber auch davon merkten sie  
selbst nichts. Muzja und Tanja Kowaltschul hatten glühende  
Wangen und Ohren; Sergej war anfänglich etwas blaß, doch bekam  
er bald Farbe und war ganz derselbe wie sonst.

Und nur dem armen Wasja wandten sie ihre besondere Auf-  
merksamkeit zu. Selbst ihnen erschien sein Aussehen ungewohnt  
und bedrückend. Werner ward betroffen und sagte leise, mit  
zärtlicher Unruhe, zu Muzjo:

„Was ist denn mit ihm, Muzjetschka? Ist er am Ende . . . ?  
Was? Wir müssen zu ihm hin.“

Wassili blickte von weitem auf Werner, als wenn er ihn nicht  
erkannte, und senkte die Augen.

„Wozja, was ist mit Deinem Haar — hm? Was ist Dir denn?  
Tut nichts, tut nichts, Bruder, es ist bald vorüber. Wir müssen  
gefaßt bleiben — wir müssen, müssen.“

Wassili schwieg. Und als es heraus schien, als würde er über-  
haupt nichts sagen, kam gleichsam aus weiter Ferne eine dumpfe  
Antwort: wie wenn ein Grab nach langem Ruhen endlich Ant-  
wort gäbe:

„Ich bin doch gefaßt. Tut nichts.“

Und er wiederholte:

„Ich bin gefaßt.“

Werner war hoch erfreut.

„Recht so, recht so. Immer tapfer. Ja, ja!“

Doch nun begegnete er seinem düsteren, unendlich müden, aus  
tieffter Tiefe kommenden Blicke und dachte jäh betroffen: woher  
kommt nur dieser Blick? Woher diese Worte? Und im zärtlichsten  
Tone, wie man nur mit einem Grabe spricht, sagte er:

„Wozja, hörst Du? Ich liebe Dich sehr.“

„Auch ich liebe Dich sehr.“ antwortete dumpf und schwerfällig  
eine Junge.

Plötzlich faßte Muzja Berners Hand und sprach mit verwun-  
dertem Ausdruck, in präziser Betonung, wie eine Schauspielerin  
auf der Bühne:

„Werner, was ist mit Dir? Du sagtest: „Ich liebe Dich!“  
Du hast nie zu einem Menschen gesagt: „Ich liebe Dich!“ Und  
wie kommt es, daß Du . . . so strahlst, und so sanft bist? Wie  
kommt das?“

„Wie das kommt?“

Und wie ein Schauspieler, der sich bemüht, seinen Empfin-  
dungen einen besonderes kräftigen Ausdruck zu geben, brühte  
Werner fest Muzjas Hand und sagte:

„Ja, ich liebe jetzt sehr. Sage es den anderen nicht — es ist  
nicht nötig, ich schäme mich — aber ich liebe wirklich.“

Ihre Blicke kreuzten sich, und es loderte hell auf, und alles  
ringsum erlosch: so erlöschen im jähen Glanze des Blickes alle  
anderen Lichter und selbst das gelbe, schwerste Licht, wirft einen  
Schatten auf die Erde.

„Ja.“ sagte Muzja, „ja, Werner.“

„Ja.“ antwortete er, „ja, Muzja, ja!“

Sie hatten etwas begriffen und für immer unzerbrechlich fest-  
gestellt. Und mit leuchtendem Blick, in jäher Aufwallung, trat  
Werner rasch auf Sergej zu:

„Serjescha!“

Aber statt Serjeschas antwortete Tanja Kowaltschul. Ganz  
berzückt, fast weinend vor Rutterstolz, zog sie Sergej ungestüm  
am Ärmel:

„Denke Dir, Werner — ich weine um ihn, ich quäle mich —  
und er treibt Gymnastik!“

„Nach Müllers System?“ meinte Werner lächelnd.

Sergej runzelte verlegen die Stirn:

„Da ist nichts zu lachen, Werner. Ich habe mich endgültig  
überzeugt . . .“

Alle begannen zu lachen. Das Zusammensein gab ihnen Mut  
und Kraft und sie wurden allmählich wieder dieselben wie früher,  
doch merkten sie selbst nichts von der Handlung, sondern meinten,  
sie seien stets dieselben geblieben. Plötzlich hörte Werner auf zu  
lachen und jagte mit ungewöhnlichem Ernst zu Sergej:

„Du hast recht, Serjescha. Du hast vollkommen recht.“

„Nein, so begreife doch,“ versetzte Golowin erfreut. „Wir  
haben natürlich . . .“

Aber da kamen sie schon, und nun hieß es: fahren. Und sie  
waren so liebenswürdig, zu erlauben, daß sie sich paarweise zu-  
sammensetzten, ganz wie sie wollten. Sie waren überhaupt äußerst  
liebenswürdig: suchten ihnen ihre menschliche Teilnahme zu be-  
zeigen, suchten ihnen zu beweisen, daß sie überhaupt nicht da seien,  
sondern daß alles von selbst geschähe und sie nur „so dabei wären“.

„Du fährst mit ihm, Muzja,“ meinte Werner mit einer  
Kopfbewegung nach Wassili, der da stand, ohne sich zu rühren.

„Ich verstehe,“ antwortete Muzja mit einem Kopfnicken.

„Und Du?“

„Ich?“ Tanja wird mit Sergej fahren, Du mit Wozja . . .  
Ich fahre allein. Das macht mir nichts aus, Du weißt — ich  
ertrag's.“

Als sie auf den Hof hinaustraten, schlug ihnen die feuchte  
Dunkelheit weich, doch dabei kräftig und warm ins Gesicht, benahm  
ihnen mit ihrer Reinheit und Frische den Atem und durchdrang  
gleichsam losend den ganzen erbebenden Körper. Ganz unwahr-  
scheinlich schien es, daß dieses Wunderbare, köstliche nichts weiter  
war als der feuchte, warme Frühlingswind. Diese wundervolle,  
echte Frühlingsnacht duftete ganz nach tauendem Schnee, und  
fallende Tropfen klangen in ihre Unendlichkeit hinein. Ensig, Ton  
auf Ton, einander gleichsam jagend, fielen die Tröpfchen nieder  
und kimperten harmonisch ein helltönendes Lied; aber plötzlich  
kam eins von ihnen aus dem Text, und alles verwirrte sich in  
heiterem, plätscherndem Durcheinander. Und dann klatschte auf  
einmal ein großer Tropfen streng und bestimmt herab, und wieder  
ließ sich deutlich und langvoll das muntere Frühlingslied ver-  
nehmen. Und über der Stadt, hoch über den Dächern der Festung,  
leuchtete bleich der Widerschein der elektrischen Lampen.

„U—ach!“ seufzte Sergej Golowin aus breiter Brust, als wenn  
es ihm leid täte, eine so frische, köstliche Luft wieder aus den Lungen  
auszustoßen.

„Ist schon lange solches Wetter?“ erkundigte sich Werner. „Der  
reine Frühling!“

„Erst seit vorgestern,“ antwortete man ihm zuborkommend und  
höflich. „Bis dahin hatten wir immer Frost.“

Reise rollten die dunklen Wagen einer nach dem anderen heran, nahmen je zwei der Gefangenen auf und verschwand in Dunkel — dahin, wo am Torweg die Laterne flackerte. Als graue Silhouetten umgaben die Soldaten der Eskorte jeden einzelnen Wagen, und die Gasse ihrer Pferde schlugen hell auf das Pflaster auf oder schlappten durch den nassen Schnee.

Als Werner sich vorbeugte, um in den Wagen zu steigen, sagte der Gendarm obenhin:

„Es fährt noch einer mit Ihnen.“

„Wohin?“ fragte Werner verwundert. „Wohin fährt er? Ach ja! Noch einer? Wer ist es denn?“

Der Soldat schwieg. In der Tat drückte sich etwas Kleines, Unbewegliches, doch offenbar Lebendiges dort in die dunkle Wagenede, und beim schräg einfallenden Licht der Laterne sah Werner ein offenes Auge blitzen. Als er sich setzte, stieß er mit seinem Bein an ein fremdes Knie.

„Entschuldigen Sie, Genosse . . .“

Keine Antwort erfolgte. Erst, als der Wagen sich in Bewegung setzte, fragte plötzlich in gedrohenem Russisch eine stodeude Stimme: „Wer . . . wer sind Sie?“

„Ich bin Werner . . . Bin wegen des Attentats auf R. R. zum Tode durch den Strang verurteilt. Und Sie?“

„Ich bin Jansson, mich darf man nicht hängen.“

Sie fuhren beide dahin, um zwei Stunden später vor dem Anblick des unerforschten großen Geheimnisses zu stehen, das da heißt: Uebergang vom Leben zum Tode. Und sie machten miteinander Bekanntschaft. In zwei Ebenen flossen gleichzeitig Leben und Tod dahin, und bis ans Ende, bis zu den letzten lächerlichen, albernen Einzelheiten blieb das Leben — Leben.

„Was haben Sie getan, Jansson?“

„Ich habe meinen Birt mit dem Messer gestochen. Habe Geld gestohlen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

Juli.

Priehle hatte im verflossenen Monat erstmals Gelegenheit, seine Hebelpumpe auf dem neuen Grundstück gründlich in Bewegung zu setzen. Eine solche Hitze und Dürre, so sagte er mir, ist überhaupt noch nicht dagewesen, denn die bekanntesten ältesten Leute, zu denen Priehle übrigens nicht gehören will, erklären wieder, sich nicht mehr entsinnen zu können, je etwas Ähnliches erlebt zu haben. Und Priehle behauptet, noch nicht so geschwitzt zu haben, wie in diesen heißen trodenen Tagen, namentlich beim Pumpen, obwohl er einen halben Liter Maschinenöl zum Schmieren des halsstarrigen Instruments verwendet haben will. Warum Priehle so furchtbar gepumpt und gegossen hat, liegt auf der Hand. Er weiß, daß auch die Pflanzen bei großer Hitze gewaltigen Durst bekommen und wie gewisse Menschen bald schlapp werden. Des ferneren weiß er, daß bei allen Gewächsen mit Durst auch Hunger hand in Hand geht, denn wenn der Boden bis in die Tiefe ausgetrocknet ist, können die Wurzeln nicht die nötigen Nährstoffe herbeischaffen, weil diese für sie nur in Wasser gelöst aufnehmbar sind. So hängt denn im Hochsommer neben der Durchlüftung des Bodens, die durch mehrfaches Hacken herbeigeführt wird, alles von tüchtiger Bewässerung ab. In mageren, schlecht oder gar nicht gedüngten Boden ist neben reinem Wasser aber öfters flüssiger Dünger zu geben, am besten in Form von Latrinen- oder Kuhdung, den man in Wasser aufgelöst hat. Wenn man es haben kann, gibt man diese flüssige Düngung an trüben Tagen auf feuchten Boden, und wenn man besorgt ist, daß sie etwas zu kräftig ausgefallen sein könnte, so gießt man zweckmäßig mit klarem Wasser hinterher. Es darf aber beileibe nicht alles durch die Pant gedüngt werden; Hülsenfrüchte, also Erbsen und Bohnen, Wurzelgemüse, wie Karotten, Rüben, Brunten, Zwiebeln und Kartoffeln vertragen keine Jauche. Für flüssigen Dünger kommen in erster Linie alle Kohlgewächse in Betracht, ferner Kürbisse und Gurken, Tomaten und auch Sellerie, dem gegenüber aber schon Vorsicht geboten ist. In den letzten vier Wochen vor der Ernte der Gemüse läßt man aber das Jauchen, weil ihnen anderenfalls sonst leicht ein den Genuß beeinträchtigendes unangenehmes Nebenaroma, wie es den Produkten der Rieselfelder eigen ist, anhaften würde.

Dieser Monat ist ein Haupternteemonat im Gemüsegarten. Den Erbsen folgen bald die Bohnen, dem Kohlrabi der Wirsing; weiter werden die Sommerzwiebeln reif; sie müssen ausgenommen und an der Luft getrocknet und trocken aufbewahrt werden. Ferner erntet man Sommerrettiche, später auch Wirsing und sonstige Kohlsorten, schließlich Gurken und Tomaten. Bei Blumentohl gebraucht man, sobald sich die sogenannten Blütenköpfe bilden, die Vorsicht, diese gegen Licht und Sonne zu schützen, damit sie fest und weiß bleiben. Diesen Schutz erreicht man durch Umklinden der Herzblätter über die Köpfe, wobei die Mittelrippe dieser Blätter gebogen wird. Bald nach dem Schluß der Spargelernte sollen auch die letzten Spinatbeete abgeerntet sein. Obwohl der Spinat ein Gemüse ist, das man fast zu allen Jahreszeiten haben kann, lohnt sein Anbau im Sommer schlecht, da er dann bald in Samen geht; neue Spinat-

fraten werden erst wieder im August ausgeführt, der als Haupternteemonat für diese Gemüse gelten kann, dann wieder im September. Die Saat dieses Monats liefert das erste Spinalgemüse im zeitigen Frühling. Für den Hochsommer kommt nur der sogenannte neuseeländische Spinat in Frage; er wird im Herbst gesät und leimt dann im Frühling. Seine Ernte beginnt jetzt im Hochsommer, wenn der gewöhnliche Spinat versagt. Der neuseeländische Spinat bildet starke Büsche; er muß deshalb in Reihen auf 50 Zentimeter Abstand stehen; 10 bis 12 Pflanzen können eine ganze Familie versorgen. Ein staudenartiges Spinalgemüse, das bei uns in der Mark auf Wiesen und Tristen fast überall wild wachsend angetroffen wird, ist der sogenannte Sauerampfer, eine mehrjährige Staude. Eine Anzahl Pflanzen im Herbst an ihrem natürlichen Standort ausgegraben und in den Garten gepflanzt, lohnen die Kultur. Die Blätter liefern für sich allein oder in Verbindung mit Gartenspinat ein außerordentlich würziges Gemüse. In diesem Monat sät man noch Sommer-, Herbst- und Winterrettiche, letztere aber am besten erst so um den 15. bis 20. Juli, da sie bei früherer Saat leicht in Samen schießen, des ferneren noch frühe Karotten. Gepflanzt werden noch Blätter- und Rosenkohl, aber sobald als möglich.

Die Erdbeerzeit ging in diesem Jahre infolge der großen Hitze und Dürre sehr rasch vorüber. Priehle konnte die Hände und den Mund nicht schnell genug in Bewegung setzen, um alles so rasch, wie es reifte, zu pflücken und zu bewältigen, trotzdem er die Vorzüglichkeit und Unverwundlichkeit seines Ragens rühmt. Jetzt ist alles gepflückt; der letzte Rest ist klein und mager ausgefallen und das Laubwerk der Stauden liegt allabendlich schlaff am Boden, so daß gründlich bewässert werden muß. Infolge der Dürre haben sich die Ranken nicht so zahlreich als sonst entwickelt; immerhin ist es nun angebracht, von Woche zu Woche die Ranken zu entfernen, um die Mutterpflanzen möglichst zu kräftigen. Soll zum Herbst ein neues Beet angelegt werden, so läßt man eine Anzahl von Ranken an den Mutterstauden; sie werden bei frühen Sorten schon im August, bei späten im September abgenommen und auf neu hergerichtete Beete gepflanzt, während alte, abgetragene Beete, die schon mehrere Jahre standen, umzugraben und anderen Kulturen nutzbar zu machen sind.

Die Vorliebe so vieler Kolonisten für den Fischteich bei Grundstücken in tieferen Lagen mit hohem Grundwasserstand, hat auch Priehle angesteckt. Frau Priehle schwärmt für Karpfen, polnisch, und Schleie in Dill, und hat nicht eher geruht, als bis sich Priehle daran gemacht hat, im hinteren Teil der Parzelle einen Teich auszugraben und mit der ausgehobenen Erde das umliegende Terrain aufzuheben. Da der Grundwasserstand in diesen Tagen kolossal gesunken ist, so kam Priehle erst bei zwei Meter Tiefe auf das nasse Element; er hat dann so lange weiter gegraben, bis er an den Hüften im Wasser stand, was nicht wenig besagen will, da er ziemlich lange Beine hat. So hat denn jetzt der Wasserstand in dem so geschaffenen Teich ohne Zu- und Abfluß reichlich 1 Meter Tiefe, wird aber mit Eintritt der Regenzeit im Herbst und Winter auf mindestens 2 Meter steigen, wodurch einem Ausfrieren vorgebeugt ist. Priehle hat nicht den Fehler so vieler Kolonisten gemacht, die alles zusammen in den Teich setzen: Hechte, Aale, Karpfen, Schleie und womöglich auch noch Forellen und Barsche. Wenn man dann nach einigen Jahren die Zuchtstation unter das Schlepptuch nimmt, so wird man im günstigsten Falle noch einen gewaltigen Hecht herausfischen, der alles übrige aufgefressen hat. Priehle will sich, trotzdem er für Hecht, grün, schwärmt, auf Karpfen und Schleie beschränken und weiß von vornherein, daß er dann später nur das, allerdings in wesentlich vergrößertem Format, herausfischen kann, was er in diesem Jahr hineingesetzt hat. Denn in kleineren Gewässern werden die alten Fische immer ihren eigenen Laich oder ihre eigene Brut auffressen, da es für diese an genügenden Schlupfwinkeln fehlt, und die Fische fast durchweg sogenannte Kannibalen sind. Unsere einzigen heimischen Fische, die ihre Brut pflegen, sind die beiden Stieljüngarten. Da baut das Männchen das Nest, jagt das Weibchen zum Laufen, wenn es seine Schulbigkeit getan, d. h. die Eier abgelegt hat, und bewacht auch die Brut, aber nur so lange, wie es ihm gerade paßt. Leider sind diese Stieljunge zum Braten zu klein und zu stachelig; in manchen Gegenden kommen sie aber so häufig vor, daß man sie zu Millionen aus den Tümpeln und Sümpfen fischt, um mit ihnen die umliegenden Felder zu düngen. Sollte sich doch ein Hecht in Priehles Teich verirren, so will ihn Frau Priehle grün machen; die nötige Petersilie ist dazu schon angepflanzt, der Pfeffer wird dazu gekauft, denn Priehle hat nicht die geringste Sehnsucht nach dem Lande, wo er wächst.

Am letzten Sonntag war wieder einmal Tante Nöschen aus Französisch-Buchholz draußen bei Priehles. Priehle, der sonst selten die Spendierhosen anzieht, hat für die alte Tante, die ihn womöglich noch in ihrem Testament bedenken wird, das Büchlein „Der Kleingarten“ für 60 Pf. (erschienen bei Barch) gekauft und es ihr nach Französisch-Buchholz geschickt, damit sie ihren Balkongarten danach bewirtschaften könne. Tante Nöschen hat nämlich einige Kästchen mit Schnittlauch, Petersilie, Mayunzel, Kerbel und Pflücksalat auf dem Balkon, und da der Balkon nach der Sonnenseite liegt und dort auf den Rieselfeldern eine Erde gefunden wird, die, wenn der Vergleich gestattet ist, mindestens ebenso fett wie Tante Nöschen ist, so schließt alles üppig ins Kraut, und es fehlt der Tante selten an Suppengrün und Gewürzel. Die Tante hat

am nach dem „Meingarten“ den rationellen Abbau der Kästen mit obligatorischer Wechselwirtschaft eingeführt; sie hofft dadurch die bisherigen Erträge noch wesentlich zu steigern. Um Priekle persönlich zu danken, hat sie die umständliche Reise von Französisch-Buchholz über Pantow und Berlin, Friedrichstraße, nach Fredersdorf und von da weiter auf Schusters Rappen nach Neu-Vogelsdorf unternommen. Sie ist, wie Herr Priekle versichert, schließlich auch ziemlich heil am Ziel angelangt und bis zum nächsten Tag draußen geblieben. Priekle hat mir wiederholt erklärt, daß er über das große Verständnis, das Tante Köschen nach wiederholter Lektüre des „Meingartens“ in gärtnerischen Fragen an den Tag legte, rein baff gewesen sei. Die Tante hat Priekle alle erdenklichen Ratsschläge gegeben, ihm erklärt, daß die türkischen Bohnen an der Laube nicht nur gut fürs Auge, sondern auch für den Magen seien, und daß die grünen gerippten Samentapfeln der nun feuerrot an den Fenstern blühenden Kapuzinerkressen, unreif abgenommen und eingemacht, zwar nicht ganz so wie echte Kapern aussehen, aber ebenso schmecken, wenn nicht besser. Daß Tante Köschen durch alle diese Belehrungen glaubte ein Anrecht zu haben, sich nicht nur tüchtig an der Aufarbeitung der Erdbeeren zu beteiligen, sondern auch über Nacht im hinteren Teil der Laube zu bleiben, um dann am nächsten Morgen, einen mit Kohlrabi schwer beladenen Fenseltorb am Arm, wieder nach Hause zurückzukehren, ist selbstverständlich. Priekle hat übrigens, das muß ich noch berichten, keine rechte Freude an seiner Laube. Sie ist ein ausrangierter, achsenloser Güterwagen, den er trotz zweifelhafter Beschaffenheit für bare 90 M. von der Inspektion der Ostbahn erstanden hat. Vom Schleifischen Bahnhof bis nach Vogelssdorf ist es aber noch ein weites Ende; zum Verladen des achsenlosen Behälters gehören einige Dutzend kräftiger Arme, und der Weitertransport von der Station zur Kolonie per Frachtwagen durch grundlose Triftwege, erforderte ein Mollfuhrwerk mit Vorspann, so daß sich die Kiste, als sie glücklich auf der Parzelle stand, auf rund 275 M. stellte. — ein Betrag, für den der Dorfstückler an Ort und Stelle eine nagelneue Laube mit Tür, Fenstern und Veranda hinstellt. Ed.

(Nachdruck verboten.)

## Sommerfreuden — Sommerleiden.

Von Dr. med. Wilh. Kühn-Leipzig.

Jede Jahreszeit hat ihre Reize und ihre Freuden, aber auch ihre Leiden. Wenn wir die Verhältnisse für den Sommer ins Auge fassen, so müssen wir ja allerdings sagen, daß er uns in der Hauptsache Freuden bringt, denn die Leiden ziehen wir uns in den allermeisten Fällen durch unsere eigene Nachlässigkeit und verkehrte Lebensweise zu.

In erster Linie ist es die Hitze, über die sich sehr viele Menschen beklagen. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß sie von der Sonne herrührt, deren großer Nutzen allseitig anerkannt wird, denn sie ist „die Universalarznei aus der Himmelsapotheke“, wie Aug. v. Hohenhausen in seinem „Besuch“ so schön sagt. Welchen Einfluß das Sonnenlicht auf den Menschen hat, in wie hohem Grade eine regelrechte Ausbildung der roten Blutkörperchen dadurch befördert wird, es somit in Wirklichkeit eine Hauptquelle für das Wohlbefinden der Menschen ist, das wird ja heute allseitig anerkannt. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Hitze nicht vielfach verderblich wirken kann, und das gilt besonders für solche Menschen, deren Gesundheit schon an und für sich nicht ganz lapidelfest ist oder die Krankheiten durchgemacht haben.

Die Nachteile der Hitze sind ja allbekannt, namentlich wenn die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist und die Ausdünstungen der Haut und Lungen verhindert oder wenigstens abgeschwächt sind. Dann tritt eine Wärmestauung ein, die unter Umständen einen sogenannten Hitzschlag nach sich ziehen kann, und zwar um so leichter, je wärmer und dichter die Kleidung ist. Natürlich braucht es nicht immer so weit zu kommen, sondern es genügen oft schon die Anfangserscheinungen, großes Schwächegefühl, Schwindel, Kopfschmerzen sowie ein starker Blutandrang nach dem Kopf, um uns den Sommer unangenehm erscheinen zu lassen. — Eine gewisse Ähnlichkeit hiermit hat der Sonnenstich, dessen Name schon sagt, daß die direkte Einwirkung der Sonne und ihre Bestrahlung die Ursache ist. Die dünne Schädeldecke und der verhältnismäßig geringe Schutz, den unser Körper seinen edlen Organen bietet, läßt es uns begreiflich erscheinen, wenn die Wärmestrahlen eine erhöhte Temperatur des Blutes herbeiführen, in Verbindung mit der größeren Wasseransammlung des Körpers bei der Hitze einen Zerfall der roten Blutkörperchen veranlassen und damit Giftstoffe erzeugen, die dem Nervensystem, vor allen Dingen dem Gehirn, nachteilig sein müssen.

Neben diesen direkten Schädigungen des Menschen haben wir auch eine ganze Reihe indirekter infolge der sommerlichen Hitze zu verzeichnen, denn diese befördert das Wachstum der kleinsten Lebewesen, der Bakterien, in hohem Maße, und zwar nicht nur der unschädlichen und der menschenfreundlichen, sondern leider auch der schädlichen. Deshalb haben wir es denn auch im Sommer so häufig mit Nahrungsmittelvergiftungen der mannigfachen Art zu tun, die meistens durch das Anlagern

Bakterien bestimmter Bakterien und Bazillen verursacht werden. Der beste Beweis hierfür sind die Brechdurchfälle der Kinder im Sommer, die zum größten Teile auf den Einfluß nicht einwandfreier Milch zurückzuführen sind. Das geht daraus hervor, daß Kinder, die mit Muttermilch ernährt werden, vor Brechdurchfällen im großen und ganzen bewahrt bleiben und daher auch eine geringere Sterblichkeit zeigen als andere. — Die Mücken- und Insektenplage, über die in letzter Zeit sehr viel geschrieben ist, brauchen wir hier nicht weiter zu erwähnen.

Bei großer Hitze pflegt man sich leicht zu kleiden, und das ist auch vollständig gesundheitsgemäß. Je wärmer man sich anzieht, desto empfindlicher wird die Haut, desto leichter erkältet man sich. Darum ist es nötig, daß die Luft durch ihren Reiz eine Art Gymnastik der Hautnerven ausübt und das Licht ebenfalls die ganze Haut des Körpers beeinflussen kann. Damit haben wir schon den Vorteil der Luft-, Licht- und Sonnenbäder erwähnt. Wer sich aber nicht abgehärtet hat, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er sich bei jeder Witterungsschwankung erkältet, es sei denn, daß er die Bekleidung des Körpers mehrere Male am Tage wechselt und sich des Morgens und des Abends wärmer anzieht als des Mittags und des Nachmittags. — Auch mit der Nahrung in dieser Jahreszeit wird viel zum Nachteil der Menschen gefündigt. Es ist ein natürlicher Instinkt, daß man unwillkürlich weniger Fleisch isst, dafür aber mehr grüne Gemüse und frisches Obst. Die Milch und das kühle Wasser feiern ihre Triumphe, zumal die erstere in der verschiedensten Weise als Ziegenmilch, dicke Milch mit geriebenem Schwarzbrot und Zucker, als saure Milch, die gequirlt und so mit oder ohne Zusätze getrunken wird, als Buttermilch, als Kefyr genossen werden kann. Kaffee, Bier, Wein, Brantwein, scharfe Gewürze, fette Speisen sind im Sommer ganz besonders zu vermeiden, weil sie das Blut erhitzen, einen Aufandrang nach den Verdauungsorganen herbeiführen, die Verdauung stören und den Krankheiten Tür und Tor öffnen. Namentlich zu kalte Getränke sowie gestorene Sachen verursachen Magen- und Darmkatarrhe und können durch zu schnelle und zu starke Abkühlung zu Erkältungen führen, weil die Schleimhäute dadurch für das Eindringen schädlicher Keime in den Körper besonders empfänglich werden. Um den Durst zu löschen, genügt häufig das Ausspülen des Mundes und zur Herabsetzung der Blutwärme das Waschen des Gesichts oder das Ueber-spülen der Handgelenke mit Leitungswasser. Für Herzkrante sind erhöhte Flüssigkeitszufuhren überhaupt und für die heiße Jahreszeit ganz besonders vom Uebel.

Mit diesen Ausführungen haben wir schon wiederholt die Freuden des Sommers streifen müssen. Wir sprachen schon von der Sonne als „Universalarznei aus der Himmelsapotheke“. Die Sommerzeit ist aber auch die beste Zeit der Wanderungen und wird dazu ja auch in reichlicher Weise benutzt. Da gilt auch das Wort Robert Reinolds in seinem „Lied an den Sonnenschein“:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein!  
Wie scheinst du mir ins Herz hinein,  
Wachst drinnen lauter Liebeslust,  
Daß mir so enge wird die Brust!“

Das hat seinen guten Grund, denn die reine Luft mit ihrem frischen Sauerstoffgehalt zwingt namentlich bei Bergwanderungen die Menschen unwillkürlich zu tieferem Einatmen und bringt ein erhöhtes Wohlgefühl hervor. Wir sehen das an unseren Kleinen, wie ihnen das Herumtummeln in Wald und Feld, in Flur und Wiese während der Ferien nützt. Dazu kommt dann noch, daß die Sommerzeit so recht die Zeit für die Ausnutzung der verschiedenen Leibesübungen ist; ihr kann in dieser Beziehung der Winter nur bis zu einem gewissen Punkte Konkurrenz machen. Wir brauchen hier ja nur kurz auf das Turnen, das Schwimmen, Rudern, Radfahren und die verschiedenen Rasenspiele hinzuweisen, die unbedingt zu den Freuden des Sommers zu rechnen sind. Wenn auch Unterschiede in der Wirkung dieser Leibesübungen auf den Körper vorhanden sind, so müssen wir doch im allgemeinen festhalten, daß wir nicht die Aufnahme und Verarbeitend der wichtigsten Lebensspeise, nämlich des Sauerstoffes, durch die Muskelstätigkeit erhöht werden, sondern auch alle übrigen Muskelbestandteile. Als Folge davon findet eine gesteigerte Stoffwechsellätigkeit der Muskeln statt, aber auch die Knochen werden in ihrer Gestaltung durch sie in günstiger Weise beeinflusst. Namentlich bei verschiedenen Brustkorbveränderungen sind die Leibesübungen im Sommer im Freien außerordentlich geschätzt. Was das Herz anbetrifft, so wird es durch Muskelübungen in den Stand gesetzt, sich energischer und kraftvoller zusammenzuziehen, wie überhaupt das ganze Blut- und Lymphgefäßsystem eine Förderung erfährt. Mit ihnen Hand in Hand geht eine erhöhte Hautpflege. See- oder Flußbäder sind deshalb, wenn der Arzt nicht aus irgend welchen Gründen dagegen Bedenken trägt, wohl zu empfehlen. Wer sie nicht haben kann, der sollte sich wenigstens täglich einmal oder mehrere Male abreiben, um die Haut zu entlasten, sie zu erhöhter Tätigkeit anzuregen und damit die Ausscheidung von Stoffwechselprodukten, durch deren Anwesenheit Krankheiten verursacht werden, zu fördern. —